



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dunger, Hermann: Ein Wort zur Beruhigung in dem Orthographie-Streite.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Wort zur Beruhigung in dem Orthographie-Streite.

Als zu Beginn des Jahres 1876 auf den Ruf des Ministers Fack eine Anzahl Germanisten, Schulmänner und Vertreter des Buchhandels und Druckgewerbes in Berlin zu einer Konferenz zusammentraten, um über eine Regelung unserer so zerfahrenen Rechtschreibung zu beraten, da wurden sie von dem ganzen Volke mit wahrer Begeisterung begrüßt. Man hoffte, daß nach der politischen Einigung Deutschlands nun auch auf diesem Gebiete die Einheit erzielt werden würde, die von allen so dringend ersehnt wurde. Als aber vor kurzer Zeit jene so sehr erwünschte Regelung in Bayern und Preußen, zunächst nur für die Schulen erfolgte, was fand sie für eine Aufnahme? Auf allen Seiten hörte man laute Stimmen des Tadel und der Unzufriedenheit. Die Mißstimmung drückte sich vernehmlich im deutschen Reichstage aus, ja bis in die hohen und höchsten Regionen verbreitete sie sich: ich erinnere nur an den bekannten Erlaß des Reichskanzlers und an die Korrektur, welche ein amtliches Schriftstück in dem Kabinett eines gekrönten Hauptes erfuhr. Während früher überall der Ruf ertönte, der Zustand unserer Rechtschreibung sei unerträglich, es könne so nicht länger fortgehen, es müsse eine Einheit geschaffen werden, wird jetzt auf der Rednerbühne des Reichstags und in der Presse immer und immer wieder gepredigt, unsere Orthographie sei ganz gut, es sei gar kein Bedürfnis zur Änderung vorhanden, nur die Germanisten und Schulmeister hätten die Orthographie-Frage künstlich erzeugt; ja ein Redner verstieg sich sogar zu der eigentümlichen Behauptung, vor allem sei die Bequemlichkeit des Lehrerstandes an der ganzen Sache schuld, indem sich die Herren den orthographischen Unterricht möglichst erleichtern und abkürzen wollten.

Gegenüber dieser Strömung der öffentlichen Meinung, die allerdings zum Teil auf politische Gründe zurückzuführen ist — bekanntlich spricht man immer nur von der Puttkamerschen Orthographie, nicht von der Luginschen, obgleich der Minister Puttkamer an der ganzen Sache ziemlich unschuldig ist —, gegenüber dieser Tagesstimmung scheint es wirklich an der Zeit zu sein darauf hinzuweisen, daß diejenigen Kreise, welche bei der Frage am meisten interessiert sind, ich meine die Schule und den Buchhandel, von der Nothwendigkeit einer Regelung unserer Schreibweise nach wie vor durchdrungen sind, und daß gerade sie zum allergrößten Teile die soviel geschmähte sogenannte neue Orthographie freudig begrüßt haben.

Sehr begreiflich. Die Schule bedarf eines bestimmten Schreibgebrauches. Wie soll ein Lehrer orthographischen Unterricht erteilen, wenn er nicht weiß, was er lehren soll? Wie sollen die Schüler Sicherheit im Rechtschreiben erlangen, wenn sie auf die Frage: Wie wird das Wort geschrieben? die Antwort erhalten: Es wird auf diese und auf jene und auch noch auf eine dritte und vierte Weise geschrieben? Wenn ein Redner im Reichstage gesagt hat, es sei einerlei, ob man geschaid oder geschaidt oder geschait schreibe, wenn wir nur erst alle wirklich geschait wären, so fürchte ich, daß unsere Jugend weder von dieser Antwort noch aus dieser Antwort geschait wird. Die Schüler können nicht untersuchen, welche von den verschiedenen Schreibweisen die bessere ist, sie verlangen von ihrem Lehrer einfach die bestimmte Erklärung: so und nicht anders sollt ihr schreiben. Wenn freilich der Lehrer in Quarta das als Fehler anstreicht, was sein Vorgänger in Quinta mit saurem Schweiße eingeübt hat, dann ist es kein Wunder, wenn das lebhafteste Gerechtigkeitsgefühl der Jugend sich dagegen empört, wenn die Schüler irre werden an ihren Lehrern, wenn sie unsicher werden in ihrem Wissen. Damit hängt aber noch etwas Schlimmeres zusammen. Wenn ein Schüler bei dem Lehrer einer höheren Klasse eine andere Schreibweise lernt, als er bisher befolgt hat, so verbindet sich bei ihm unwillkürlich mit dem Wohlgefühl der neuen Weisheit eine Empfindung der Geringschätzung gegen den Lehrer der niedrigeren Klasse, welcher noch nicht bis zu jener Höhe der Wissenschaft emporgekommen ist, wie er. Das ist eine nicht zu unterschätzende Schädigung der Schulzucht.

Daß die Buchdrucker und Buchhändler ebenso dringend eine endliche Ordnung des orthographischen Wirrwarrs ersehnen, ist eben so wenig zu verwundern. Es ist für den Drucker wie für den Druckberichtigter außerordentlich erschwerend, wenn dasselbe Wort bald in dieser bald in jener Gestalt erscheint. Wie weit das gehen kann, mag man daraus ersehen, daß nach der Mitteilung des Leiters der hallischen Waisenhaus-Buchhandlung das Wort maßvoll in der dortigen Druckerei in nicht weniger als fünf verschiedenen Gestalten gedruckt wird. Daher stehen Buchdrucker und Buchhändler, wie vielfache Petitionen beweisen, in der vordersten Reihe der Vorkämpfer für Herstellung einer einheitlichen Schreibung; daher auch jene Erscheinung, welche indirekt wohl eine Hauptveranlassung zu der endlichen Veröffentlichung des seit langem vorbereiteten Entwurfs geworden ist: die Einigung einer großen Anzahl deutscher Buchdruckereien und Buchhandlungen zur Herstellung einer gemeinsamen Schreibweise unter der Ägide von Daniel Sanders. Bekanntlich richtete im vorigen Jahre die Buchhandlung von Breitkopf & Härtel an diesen Gelehrten die Aufforderung, zunächst für ihren eigenen Bedarf ein orthographisches Hilfsbuch als Norm für Setzer und Druckberichtigter zu verfassen. Sanders

entsprach diesem Verlangen, und in kurzer Zeit hatten sich über 400 Druckereien und Verlagsbuchhandlungen in Deutschland, Oesterreich, in der Schweiz und den Ostseeprovinzen seinem Entwurfe angeschlossen — der beste Beweis, wie groß das Bedürfnis nach Regelung der Orthographie in diesen Kreisen ist.

Aber eben dieses Vorgehen der Druckereien unter der Führung von Sanders ist lehrreich für die Beurteilung des gerade jetzt so oft ausgesprochenen und verfochtenen Satzes, eine Orthographie-Reform dürfe nicht vom grünen Tische aus verordnet werden, sie müsse sich organisch aus sich selbst heraus entwickeln. Das ist eine irrthümliche Ansicht von der Geschichte unserer Rechtschreibung. Alle die verschiedenen Entwicklungs-Phasen der deutschen Orthographie sind nicht von selbst eingetreten, sondern sie lassen sich im wesentlichen auf den beherrschenden Einfluß einzelner Sprachmeister zurückführen, die vermöge ihrer tonangebenden Stellung gewisse Neuerungen zu allgemeiner Anerkennung brachten. Die jetzt übliche Schreibweise heißt die *Abelung'sche* oder *Heyl'sche*, *Abelung* selbst spricht von einer *Gottsched'schen* Orthographie, und vor *Gottsched* war die *hallische* oder *Freyer'sche* Orthographie die herrschende. Die jetzt viel gebrauchte sogenannte *historische* Schreibweise knüpft sich an den Namen *Jakob Grimms*, und die allerneueste *phonetische* Rechts- oder richtiger gesagt *Unrechtschreibung* heißt nach ihrem Hauptvertreter die *Triffl'sche*. Was bei einer spontanen Entwicklung herauskommt, sehen wir am besten an dem jetzigen orthographischen Wirrwarr in unseren wissenschaftlichen Zeitschriften, wo der eine dem historischen, der andere dem phonetischen, der dritte dem Verdeutlichungs-Prinzip folgt, während der vierte ohne alles Prinzip bald so bald anders schreibt. Von selbst kommt keine Ordnung in dieses Chaos. Dazu bedarf es einer gewissen Autorität, einer so einflußreichen Stellung, wie sie *Gottsched*, *Abelung* u. a. hatten. Ob wohl *Daniel Sanders* der rechte Mann dazu ist? Daß er selbst es sich zutraut, unterliegt keinem Zweifel; hat er doch bereits vor dem Zusammentritt der Berliner Konferenz „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für *Allddeutschland*“ verfaßt. Ob aber wirklich *Allddeutschland* Lust hat, seine Orthographie anzunehmen, ist eine andere Frage. *Sanders* hat sich auf der orthographischen Konferenz als entschiedener Gegner selbst maßvoller Neuerungen gezeigt, er hängt mit ganzer Leidenschaft an dem *Dehnungs-h*, selbst da, wo es völlig widersinnig in kurzer Silbe steht, wie bei *Wirt*, *Turm*; er ist ein warmer Verehrer der großen Anfangsbuchstaben auch in solchen Fällen, wo der gewöhnliche Schreibgebrauch sich davon entfernt hat, wie in den adverbialen Redensarten bei *weitem*, von neuem; besonders bekannt ist seine Vorliebe für den *Bindestrich*, den er als starrer Anhänger des Verdeutlichungsprinzipes in übertriebener Weise angewendet wissen will.

Wie die Verhältnisse jetzt liegen, müssen wir sagen, daß weder Sanders noch überhaupt ein einzelner Mann, und wäre er noch so bedeutend und anerkannt von seinen Berufsgenossen, gegenwärtig Einfluß genug besitzt, um eine orthographische Einigung herbeizuführen. Hier kann nur die Regierung Hilfe schaffen. Und die Regierung hat geradezu die Pflicht, dies zu thun, gegenüber der Schule. Sollen etwa die einzelnen Schulen sich selbst helfen? sich selbst über eine Orthographie einigen, die für die betreffende Schule als maßgebend betrachtet wird? Da würde die Verwirrung erst recht groß werden. Nach den Individualitäten der Direktoren und Lehrer des Deutschen würden die verschiedensten Systeme zur Anwendung gebracht werden, und bei dem Uebergange der Lehrer und Schüler von einer Anstalt auf die andere würden sich die übelsten Folgen herausstellen. Und in welcher Orthographie sollen denn die Lehrbücher gedruckt werden? Soll dies der Willkür und dem Belieben der Buchdruckereien und Verlagsbuchhandlungen überlassen bleiben? Und kann Sicherheit in der Rechtschreibung erzielt werden, wenn die Schüler in ihren Lehrbüchern eine andere Schreibweise finden, als sie selbst lernen? Unzweifelhaft hat die oberste Schulverwaltung nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, hier regelnd einzugreifen; und zwar jetzt um so mehr, als nicht nur die Buchdruckereien unter Sanders' Führung Miene machen, ihre Schreibweise uns aufzuzwingen, sondern auch von anderer Seite her energisch gegen unseren bisherigen Schreibgebrauch Sturm gelaufen wird. Ich meine das Auftreten der radikalen Orthographie-Reformer, welche unter Durchführung des Grundsatzes: „Schreibe wie du sprichst“ und „Bezeichne jeden Laut mit dem ihm zukommenden Lautzeichen“, eine vollständige Umwälzung unserer Rechtschreibung anstreben, indem sie alle überflüssigen Buchstaben wie q, z, v, ph beseitigen und für die zusammengesetzten Buchstaben ch, sch neue Zeichen einführen. Man hat diese Rechtschreibung nach der Schreibung des Wortes Vieh, welches einfach-sinnig Fi geschrieben wird, scherzhaft die Fi-Orthographie genannt. Während dieselbe früher in der Schweiz hauptsächlich zu Hause war, hat sie sich in neuerer Zeit unter Führung des Direktors Fricke in Wiesbaden auch in Deutschland weit verbreitet und viele begeisterte Anhänger gefunden, namentlich unter den Stenographen und den Volksschullehrern.*) Nun bin ich zwar fest überzeugt, daß eine derartige Orthographie-Reform bei uns undurchführbar ist, daß sie als eine bloße Spielerei anzusehen ist — zumal die wissenschaftliche Begründung dieser angeblich durchaus wissenschaftlichen Schreibweise auf sehr schwachen Füßen steht —, aber es wird doch durch solche Bestrebungen die

*) Diese Richtung wird auch durch eine eigene Zeitschrift vertreten, die Reform, Zeitschrift des allgemeinen Vereins für vereinfachte Deutsche Rechtschreibung.

Unsicherheit und das Schwanken auf orthographischem Gebiete immer größer, und es liegt die Gefahr nahe, daß die Heißsporne dieser Partei, die dem Lehrstande angehören, ihre Ideen auch in die Schule hineinbringen.

Wenn nun weder Sanders' konservative Schreibweise noch die radikale Frikkes unseren Beifall findet, in welchem Sinne soll denn eine Regelung unserer Rechtschreibung erfolgen? Wir müssen uns bei der Beantwortung dieser Frage daran erinnern, daß namentlich in Folge der Anregungen der historischen Schule unter Jakob Grimm unsere Orthographie seit längerer Zeit bemüht ist, sich von unnützem Ballast zu befreien. In unserer Jugend schrieben wir Schaaf, Maaf, bescheeren, Märchen, ältere Leute unterscheiden jetzt noch seyn von sein und setzen in Juni und Juli ein y.*) Wenn dieser an sich sehr erfreulichen Bewegung durch eine amtliche Regelung auf Jahre hinaus halt geboten wird, so haben wir das Recht zu fordern, daß die allerschlimmsten Mißbräuche unserer Schreibweise, die von vielen schon längst in ihrem Schreibgebrauche beseitigt sind, nicht wieder amtlich eingeführt werden. Wünschenswert wäre demnach eine Fixierung des jetzigen Schreibgebrauches mit einer maßvollen Berücksichtigung der Verbesserungen, die durch neuere Schreibweisen bereits in weitere Kreise des Volkes gedrungen sind.

Auf diesem vernünftigen und durch die Verhältnisse durchaus gebotenen Standpunkte steht die neue preussisch-bayerische Rechtschreibung, und auch die Art, wie von diesem Standpunkte aus die Regelung vollzogen ist, verdient unseren Beifall. Die Puttkamersche Orthographie ist eben nicht, wie so vielfach fälschlich angenommen wird, von irgend welchen Regierungsbeamten kraft hoher obrigkeitlicher Weisheit abgefaßt worden, sondern sie ist das Erzeugnis sorgfältigster, gründlichster Erörterungen von Fachmännern. Man vergegenwärtige sich nur die Geschichte ihrer Entstehung. Die ersten Anfänge weisen auf das Jahr 1872 zurück. Als im Oktober dieses Jahres die Vertreter der höheren Schulanstalten Deutschlands zu einer Konferenz in Dresden zusammentraten, wurde die Notwendigkeit einer Regelung der Orthographie-Frage von allen Seiten anerkannt, und es wurde beschloffen behufs Herbeiführung einer Einigung „von kompetenter Seite eine Vorlage für anderweitige Beratung der Sache entwerfen zu lassen“. In Folge dessen wurde derjenige Gelehrte, „der nach dem Urteil der Sachkenner um Klarlegung der Prinzipien unserer Orthographie sich vorzugsweise verdient gemacht hat“, der leider inzwischen verstorbene Professor Rudolf von Raumer in Erlangen, von den deutschen Regierungen be-

*) Nebenbei sei bemerkt, daß dieses y seine Entstehung den lateinischen Formen Junii, Julii verdankt, welche nach alter Art Junij, Julij geschrieben wurden, wobei die Verwechslung mit y nahe lag. [Hat die bairische Orthographie wirklich das thörichte y in Baiern und bairisch beibehalten? D. Red.]

auftragt einen Entwurf auszuarbeiten. Raumer unterzog sich dieser ehrenvollen Aufgabe mit größter Hingebung. Sein Entwurf, welcher sich an ein in der Schulpraxis wohlbewährtes Schriftchen, das von Berliner Gymnasial- und Realschullehrern herausgegebene Regelbuch für die deutsche Orthographie, eng anlehnte, wurde sodann auf der Berliner Orthographie-Konferenz im Januar 1876 von Fachmännern gründlich beraten. Doch kam es damals in Folge von Meinungsverschiedenheiten über das Dehnungs-h zu keinem einheitlichen Beschlusse, und man überzeugte sich bald, daß die von der Mehrheit der Konferenz vorgeschlagene Behandlung des Dehnungs-h und des S-lautes auf Widerstand im Volke stoßen würde. So beschloß denn das preußische Ministerium Falk unter Zurückgreifen auf die ursprüngliche Raumersche Vorlage mit Berücksichtigung der Konferenzbeschlüsse ein neues Regelbuch auszuarbeiten zu lassen, und legte diese Aufgabe in die Hände des Professor Wilmanns in Greifswald, welcher als tüchtiger Germanist und Verfasser einer deutschen Grammatik bekannt ist und an den Arbeiten der Orthographie-Konferenz hervorragenden Anteil genommen hatte.

Dies ist die Entstehungsgeschichte der unter dem Ministerium Puttkamer für die Schulen verordneten Rechtschreibung. Ob man hiernach das Recht hat von Ueberstürzung, von Mangel an Sachverständnis zu sprechen, kann sich jeder selbst sagen.

Wenn man freilich manche Zeitungsstimmen hört, möchte man glauben, der Orthographie-Erlaß sei ein Ausfluß brutalster Willkür. Man hat ihn einen Faustschlag ins Gesicht der Nation, ein Attentat gegen unsere Muttersprache genannt. Namentlich hat man sich höchst wunderliche Vorstellungen gemacht von der Tragweite der Abweichungen der neuen Schreibweise gegenüber dem bisherigen Schreibgebrauche. Ein Reichstagsredner ruft jammernd aus, sämtliche Bibeln und Gesangbücher, diese Heiligtümer für viele Familien, müßten vernichtet werden; und noch weiter geht der Verfasser eines blumenreichen Aufsatzes in einem der letzten Hefte von Lindaus „Gegenwart“, welcher in naiver Sachunkenntnis geradezu Unglaubliches leistet. Der Artikel ist zu interessant, als daß ich mir versagen könnte einiges daraus mitzuteilen. Er ist überschrieben: Apotheose des Puttkamerschen Rechtschreibungsdecrets. Der Aufsatz beginnt mit einer Anzahl von Citaten über das Tragische der Weltgeschichte. „Die immense Monotonie dieser Tragik“ — so fährt der Verfasser fort — „wird zuweilen durchbrochen und es blickt so etwas wie die ewige Heiterkeit breitgründend vom Firmament auf uns herab. Es kommt uns dann vor, als schalle das homerische Göttergelächter vom Olymp zum Tartarus herab (ist der Verfasser schon so weit hinabgekommen?) und als hätte Zeus die Narrenkappe aufgesetzt. Ein solcher Moment war gekommen“ —, als das orthographische

Regelbuch für die preußischen Schulen erschien! Und nun höre man die Begründung dieses erschütternden Verdammungsurtheiles: „Die Werke von Lessing, Schiller, Goethe, Bibel, Fibel, Katechismus, die schönen Novellen von K, J, S bestrickende Verse zc. — alle diese Werke, in denen die Erfahrungen der Menschheit sich verdichten (vgl. Fibel), die als Nutrimentum spiritus unseren Vätern und Brüdern und uns selbst in Fleisch und Blut übergegangen, selbst wenn wir selbst nie einen Blick in ihre Tiefen gethan (— so?! —), sind vernichtet, sind nun wirkliche Spirituspräparate geworden.“ Aber noch nicht genug damit, das unselige Orthographiebüchlein richtet noch viel schlimmeres Unheil an; es regelt nicht nur die Schrift, sondern nach der Auffassung des Herrn B. auch die Sprache. Wie dies freilich möglich sein soll, wie durch orthographische Regeln dem gesprochenen Worte Gewalt angethan werden kann, darüber erfahren wir nichts Näheres; wir hören nur die pathetischen Worte: „Man könnte so gut der Fluth befehlen: „Rusch dich!“ wie einer wachsenden Nation mit einem beschränkten Wörterkreis sich auszuhehlen befehlen. Eines Mannes Sprache — und wäre sie die eines preußischen Ministers — ist keines Mannes Sprache (!). Schließlich geht die scheinbare Willkür des ewigen Fallgesetzes über die so errichtete Wehre hinweg, und der preußische Beamte und Lehrer würde nach kurzer Zeit eine todte Sprache sprechen, der gezwungen würde, sich an die neupreussische Orthographie zu binden.“ Ob sich wohl der Verfasser bei diesen Worten etwas gedacht hat?*)

Die Abweichungen der neuen Rechtschreibung von der bisherigen sind in Wirklichkeit gar nicht bedeutend. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, will aber nur nochmals betonen, daß es sich nicht um eine Neuordnung unseres Schreibgebrauchs handelt, sondern nur um eine Fixierung desselben, daß Änderungen nur da vorgenommen sind, wo der jetzige Schreibgebrauch ins Schwan-

*) Noch eine Probe seiner Klarheit über sprachliche Dinge. Er ist empört über das *ie*, welches jetzt in den Fremdwörtern auf *-ieren* nach dem Vorgange von *spazieren*, *regieren* im Anschluß an die historisch begründete alte Schreibweise verlangt wird: „Uns wird bei diesen Dehnungen eines Lautes, der begrifflich wie etymologisch schon als bloßer Ballast sich störend bemerklich macht, und den andere lebendiger im Kampf ums Dasein stehende Sprachen längst abgestoßen und abgeschliffen haben (das deutsche Dehnungs-*e*?), der überdies auch phonetisch in gleichem Maße unangenehm ist, uns wird dabei, sagen wir, zu Muth, als ob ein angehender Violinvirtuose vor unseren Ohren auf der Quinte seine ersten Uebungen machte.“ Ein solches Gefühl empfindet man allerdings beim Lesen dieses Musterjages, den ich dem geistvollen Herausgeber der „Gegenwart“ zur Behandlung in bekannter Lindauscher Manier empfehlen möchte: man denke sich die Dehnungen eines Lautes — soll heißen einen Dehnungslaut —, welcher begrifflich wie etymologisch als Ballast stört und phonetisch in gleichem Maße unangenehm ist! Das ist doch der blühendste Unfinn.

ken gekommen ist, und daß auch hier durchaus maßvoll vorgegangen worden ist. Daß dies in der That der Fall ist, mag der Leser am einfachsten daraus ersehen, daß der vorliegende Aufsatz nach der berücksichtigten neuen Orthographie gedruckt ist. Sind die Unterschiede dieser Schreibweise wirklich so tiefgehend, daß derjenige, der an sie gewöhnt ist, die Fähigkeit verliert, die nach der alten Orthographie gedruckten Werke unserer Klassiker, Bibel und Gesangbuch zu lesen? Das sind phantastische Uebertreibungen, die nur dazu dienen, das öffentliche Urteil zu verwirren und der ganzen Sache eine Wichtigkeit beizulegen, die sie nicht im entferntesten hat.

Ich habe bisher im wesentlichen nur von der preussischen Orthographie gesprochen. Bekanntlich ist aber Bayern mit der Regelung der Rechtschreibung für die Schulen vorangegangen, auch Württemberg hat vor einiger Zeit seine Schulorthographie geregelt, und ebenso giebt es seit 1879 eine neue österreichische Rechtschreibung. Von den kleineren deutschen Staaten haben sich einige sofort der preussischen Orthographie angeschlossen, in Sachsen ist noch keine Entscheidung getroffen, doch steht sicher zu erwarten, daß in kurzem auch hier von seiten der obersten Schulbehörde eine Regelung erfolgen wird. Diese Zersplitterung ist mit Recht lebhaft beklagt worden. Man hat sich gefragt, warum diese Angelegenheit, die aus der Initiative der verbündeten deutschen Regierungen hervorgegangen ist, nicht von Reichswegen ihren Abschluß gefunden hat. Allerdings sind von seiten der Clerikalen und Konservativen Kompetenz-Bedenken im Reichstage erhoben worden, aber mit gutem Grunde hat diese der Staatsminister Hofmann im Namen der Reichsregierung zurückgewiesen. Warum trotzdem von seiten des Reiches nichts geschehen ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Sicherlich hätte eine Regelung der Orthographie von dieser Seite in der öffentlichen Meinung keine solche Anfeindung gefunden.

Aber trotzdem, daß wir dies schon um der Einheitsidee willen lebhaft beklagen, ist der Schade nicht so groß. Denn wenn wir jetzt auch eine Reihe verschiedener Orthographien haben, so stehen doch diese alle auf demselben Boden, sie alle fußen mehr oder weniger auf dem Raumerschen Entwurfe und den Beschlüssen der Orthographie-Konferenz. Daher sind auch die Unterschiede, namentlich zwischen der preussischen und der bayerischen, sehr gering, so gering, daß der preussische Kultusminister ebenso wie sein Amtsgenosse in Bayern dem Vorstande des Börsenvereins deutscher Buchhändler in Leipzig die Zusicherung geben konnte, daß es für die Zulässigkeit von Schulbüchern zum Gebrauche in preussischen und bayerischen Schulen einerlei sei, nach welcher Orthographie sie gedruckt würden.

Nichtsdestoweniger bleibt es ein dringender Wunsch aller Vaterlandsfreunde, daß auch über die wenigen verbleibenden Differenzpunkte noch eine

vollständige Einigung erzielt werde, damit nach der langen orthographischen Anarchie das, was Sanders als einzelner vergeblich angestrebt hat, durch den mächtigen Einfluß des Reiches wirklich zu Stande komme: eine einheitliche Rechtschreibung für Mldeutschland.

Dresden.

Hermann Dunger.

Die vierte allgemeine deutsche Kunstausstellung in Düsseldorf.

Welch ein stolzes Aushängeschild! Eine allgemeine deutsche Kunstausstellung in Verbindung mit einer Industrieausstellung der beiden gewerbthätigsten Provinzen Preußens, Rheinlands und Westfalens, eine Kunstausstellung, veranstaltet von der deutschen Kunstgenossenschaft, die kaum ein Vierteljahrhundert besteht, der man also noch genug Lebenskraft zutrauen kann, um etwas Großes oder doch etwas Würdiges ins Werk zu setzen. Freilich hatte die vorjährige Münchener Ausstellung schon böse Schatten vorausgeworfen. Dort war die Anziehungskraft einer internationalen Kunstausstellung nicht einmal stark genug gewesen, um eine so allgemeine Betheiligung der deutschen Künstler zu bewirken, daß man aus ihr ein wenigstens annähernd richtiges Bild von dem gegenwärtigen Stande der deutschen Kunst hätte construiren können. Die Münchener hatten die internationale Ausstellung gleichsam monopolisirt und die Säle des Glaspalastes in einen Bildermarkt umgewandelt, auf welchem sie alles loszuschlagen gedachten, was ihre Kunsthändler während des letzten Jahrzehnts nicht hatten an den Mann bringen können. Zu unserem Bedauern und zum großen Schaden aller kommenden Ausstellungen ist ihnen dieses Project mißlungen.

Die Düsseldorfener hat das zuerst empfunden. Wie vorauszu sehen war, haben sich die Münchener einfach damit begnügt, nach Düsseldorf zu schicken, was in München nicht verkauft worden ist. Auf neue Sendungen von Belang haben sie sich mit äußerst wenigen Ausnahmen gar nicht eingelassen. Man weiß überdies nicht, was von den Malern selbst und was von Kunsthändlern eingeschickt worden ist, so daß die Zahl der 155 Münchener Maler, welche sich an der Düsseldorfener Ausstellung betheiligt haben, nicht einmal einen Rückschuß auf das Interesse der Künstler für derartige Ausstellungen erlaubt. Und das